

Wenn man im Mittelalter krank war...

Autor(en): **B.F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **33 (1943)**

Heft 46

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649371>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

nach. Frage ihn, wenn du daheim bist, und lade ihn in unserem Namen zu uns ein. Er soll selbst reisen, wenn er einem Meitschi den Rat gab.“

* * *

Die Lobeggleute sassen in der Küche beim abendlichen Haberbrei, als der treue Wächter Bären kurz anschlug und hierauf mit einem langen Schatten in der Haustüre erschien. Eine kecke, bekannte Stimme rief in das Halbdunkel der Küche: „Gottwillchen! Ein armer Wandergeselle bittet um einen Unterschlupf für die Nacht und etwas Währschafftes für seinen grossen Hunger und Durst.“

„Jesses Marei!“ fuhr Marieli Mettler zornig hoch. „Ist der Nichtsnutz wieder da? Was hast hier verloren?“

„Das frage ich auch, Bub?“ fragte der Hausherr, den es belustigte, heiterer, während Frau Anneliesi eine Tasse und einen Löffel auf den Tisch legte und der alte Sämi etwas beiseite rutschte auf der langen Bank, wo er zuoberst gesessen. Der junge Bursche lächelte, sah fragend nach der Stube hin, worauf die junge Frau Bescheid gab: „Er lebt noch, der gute Grossätti. Mach ruhig, gäll, denn er hört wieder ordentlich, wie schon lange nicht.“

„Und das Büblein im Webkeller vergass er?“

„Du weisst davon? Nein, es brachte ihm den Frieden, den ihm niemand mehr nehmen kann. Was bringst denn du, den ich jenseits des Jura glaubte?“

„Ich?“ trank der durstige Geselle seine Tasse Milch leer. „Grüsse von Hochtannen auf Hohwinde. Hätte Eiertätsch bekommen dort, wenn die Eier nicht gleich nach dem Gelegtwerden hinunter gerollt wären in die Schlucht! Bestimmt! Die Schalen sah ich!“

„Red' nicht dumm!“ verwies ihm der Bauer das ihn blöde anmutende Geplauder. „Wir sind nicht aufgelegt, Plageure anzuhören. Iss und dann troll' dich dorthin, wo du letzte Nacht warst ... wenn du Sämi nicht hüten helfen willst auf der Weide.“

Er stiess dem ungebetenen Gast die Haferbreiplatte näher, schenkte ihm wieder ein, da seine Frau in die Stube gegangen war, und sah erst auf, als der schlanke, gutgewachsene Junge ernster sagte: „Die Grüsse sind echt, nämlich von der Base Trini. Ich war gegen Mittag dort, in der grössten Hitze von der Passstrasse abgewichen, wie es mir meine prachttvolle Siegfriedkarte zeigte. Und fand mich zurecht, berichtete euren Verwandten, dass ein famoses Bernermeitschi helfe und haushastere, besser als unsere alte Köchin daheim. Kochlöffelregiment! Und dass dieses hübsche, couragierte Bernermeitschi einen Schatz habe, der Liebi heisse, auf Hochtannen Kühe gehütet und Krähenester geplündert habe, und dabei ... als Strafe Gottes ... vergessen habe, wie er heisse, und dass sein Müeti ihm ein haushohes Pack Kleider, Geld und Dokumente hinterlassen habe.“

„Bub! Nichtsnutz!“ strich des Bauern rauhe Hand liebkosend über den blonden Scheitel des Jungen, der es sich gefallen liess. „Wer bist du eigentlich, dass du dies alles weisst? Träumte dir davon im alten Webkeller?“

„Wird sein!“ flog der schalkhafte Blick des Buben zu Marieli hinüber, deren Herz fast vernehmbar pochte. „Da, fass!“ warf er ihr plötzlich ein dunkles Paket auf die gefalteten Hände. „Bist wenig bräver als ich! Strohst auch in der Welt herum wie meiner Mutter Sohn, ohne dass sie weiss, wo er übernachtet!“

„Einer braven Mutter kann es schon Angst werden um einen Buben, der ziellos umhervagantet wie ein ...!“

„Bauer, Franz, ziellos? Ich wandere, statt in dumpfer Schulstube zu vegetieren, durch unser liebes, schönes Schweizerland, es nicht nur aus Büchern und Karten kennen

zu lernen. Und da mein Vater ... gestorben ist vor Jahren ... in seinen lieben Bergen ... muss ich wohl oder übel allein voyagieren! Ein flottes Bernermeitschi, das ich als Begleiterin heimzu erkoren, floh vor mir auf Lobegg. Das durfte ein Sohn meines Vaters nicht auf mir sitzen lassen, und so ... stieg auch ich in selbem Quartier ab, damit mich Marie Marei kennen lerne, wie ich bin: Ein Nichtsnutz, ja, aber keiner von der schlimmsten Sorte! Drum ... soll es jetzt auch schauen, was ich ihm auf Hochtannen gekramt! Mach auf!“

Zögernd nestelte Marieli Mettler das Päcklein auf. Eine alte, verwaschene Schürze kam zum Vorschein, darin ein anderes Bündel lag. Aller Blicke hingen daran. Des Bauern Hand legte sich schwer auf die schmale, langfingerige des Jungen, als er mit belegter Stimme in die entstandene Stille fragte:

„Bub, du narrst uns nicht? Es täte uns weh. Wir wissen doch erst seit gestern Abend von einem Liebi, den Marei Mettler sucht ... oder dessen Schriften und Herkunft vielmehr. Was weisst du davon? Seit wann?“

„Seit derselben Zeit, Franz. Land und Leute der Heimat wollte ich kennen lernen ... und ... Tu' doch auf, Meitschi! Frau Anneliesi, helf dem verliebten Ding seine Schätze erlesen. Es liegt keine Röstiplatte dabei, auf der es heisst:

„Ich bin Dyn und Du bist myn!“

wie der Papa selig meiner Frau Mutter an einem Zwiebelmarkt gekramt hat auf dem Chachelimärit z'Bärn.“

Ein leiser Aufschrei unterbrach den Buben, dessen hübsches, schmales Gesicht strahlte. Auf Marielis Schoss glitzerten silberne Gollertketten und Filigranbrotschne. Papiere, sorgfältig in eine zusammengefaltete flächserne Schürze eingebunden, kamen zum Vorschein, ein Hochzeitschein, Geburtsscheine, zwei Totenscheine, ja, sogar einige Geldpapiere, Gülden, auf bernische Banken lautend.

„Dass es schon so etwas gab vor zwanzig, dreissig Jahren?“ meinte Sämi, sich durchbuchstabierend. „Sieh, Meitschi, bei uns Wiedertäufern kann etwas Weltliches vergessen, aber doch nicht ganz verloren werden. Stimmt es mit den Namen, die du in Basel erfährst?“ (Fortsetz. folgt)

Wenn man im Mittelalter krank war ...

Die Leistungen der heutigen medizinischen Wissenschaft, das Wirken der Gesundheitsführung haben einen beachtenswerten Hochstand erreicht. Aber nicht immer war die ärztliche Kunst auf einer so hohen Entwicklungsstufe angelangt. Nicht immer gab es schmerzfreie Operationen, sorgsamste Behandlung und Pflege. In früheren Zeiten musste man sich oft mit «Gewaltkuren» begnügen, die nur starke Naturen aushielten. Hören wir, wie es einst war:

Markgraf Dedi von Wettin, der zur Zeit Heinrichs IV. lebte, litt an Fettsucht, die ihm so grosse Beschwerden bereitete, dass er sich auf Anraten der Aerzte den Leib aufschneiden und das überflüssige Fett entfernen liess. Natürlich starb er an dieser bei vollem Bewusstsein ausgeführten Operation.

Herzog Leopold von Oesterreich stürzte 1194 bei einem Turnier so unglücklich vom Pferd, dass die Knochensplitter des gebrochenen Unterschenkels eine Spanne lang aus der Haut hervorragten. Die Aerzte waren bemüht, eine Amputation zu vermeiden, doch als am nächsten Tag das Bein schwarz wurde, war der Eingriff unerlässlich. Aber jetzt wagte niemand, ihn vorzunehmen. Da setzte der Herzog selbst das Beil auf sein Schienbein, sein Kämmerer schlug dreimal mit dem Hammer darauf, und so wurde das kranke Glied entfernt. Allerdings konnte die qualvolle Operation das Leben nicht mehr retten. Der Unglückliche starb nach drei Tagen.

Kaiser Otto II. nahm, als er an einer in den südlichen Gegenden oft auftretenden Verdauungsstörung litt, auf Anraten seiner Aerzte eine Dosis von 17½ Gramm Aloe, woran er starb. Freilich hätte schon ein Bruchteil dieser Menge seinen Tod

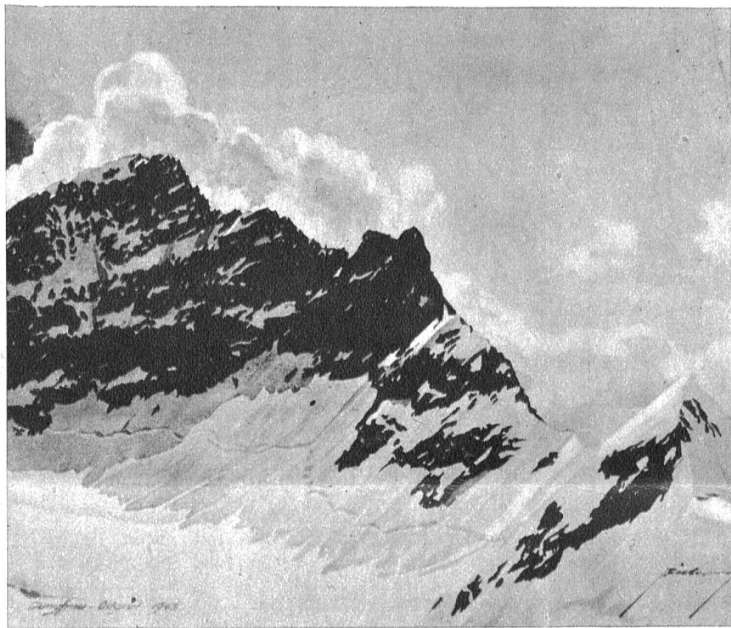
Der Humor trägt die Seele über Abgründe hinweg. (Feuerbach)
Zies den neuen „Bärenspiegel“!

herbeigeführt. Auf ähnliche Weise endete der an derselben Krankheit leidende Kaiser Otto IV. Auch er nahm, ob mit oder ohne Wissen der Aerzte steht nicht fest, ein zu starkes Abführmittel.

Als Albrecht I., damals noch nicht Kaiser, nach dem Genuss von Fischen von einem heftigen Unwohlsein befallen wurde, hingen die Aerzte den Fürsten an den Füßen auf, damit das Gift aus Augen, Ohren, Nase und Mund herausrinnen sollte. Der Kranke verlor bei dieser Prozedur auf einem Auge die Sehkraft und behielt zeitlebens eine bleiche Gesichtsfarbe. Ein Jahrhundert später musste sich Kaiser Sigismund der gleichen Kur unterziehen. Man hatte ihn zu vergiften versucht. Die starke Natur des Herrschers überwand jedoch, ohne dass sich Folgen einstellen, die eigenartige Heilmethode.

Zu bedenken ist, dass die geschilderten Eingriffe und Kuren bei Fürstlichkeiten vorgenommen wurden, über deren Wohlergehen die besten Aerzte ihrer Zeit wachten. Wie mögen da erst unwissende Pfuscher gearbeitet, wie die Patienten gelitten haben.

B. F.



Jungfrau-Ostgrat

Nicht nur unsere Bauern, sondern auch die Landschaftsmaler werden die lange Reihe schöner Wochen des vergangenen Sommers und Herbstes in gutem Gedenken behalten, waren sie doch dem Schaffen der einen wie der andern förderlich. Für die Landschaftsmaler beweist es der Berner Armin Bieber mit der reichen künstlerischen Ernte aus einer fleissig ausgenützten Jahresspanne, die er vom 13. November bis 4. Dezember in der Kunsthandlung Christen an der Amthausgasse 4 in Bern ausstellt. Jeder Jahreszeit und jeder Gegend weiss er ihre besonderen Reize und Stimmungen abzulauschen, sei es malerischen altstädtischen Winkeln, den grünen Weiten unter dem hohen Himmel des Mittellandes oder dem Gleissen von Fels und Eis im Hochgebirge. Unter den Ansichten von Bern dominieren diesmal im Stimmungsgehalt überaus wohlgelungene Winterbilder vom alten Nydegghöfli. Ein farbig ungemein lebhaftes Nydegghöfli in der hellen Vorfrühlingssonne sticht besonders hervor. Zu den Berner Stadtbildern gesellen sich diesmal auch solche, nicht minder verständnisvoll erfasste von Solothurn und Fryburg. Dazu kommen grossräumige Landschaften vom Moossee, vom Dittlinger- und vom Geistseelein und von der obren Gürbe, deren heimatliche Reize uns Armin Bieber recht eigentlich erschliesst. Reichen künstlerischen Niederschlag fanden wiederholte und fleissig ausgenutzte Aufenthalte im Jungfrau-gebiet und im Lötschental. Die Wucht der Formen und das kräftige Leuchten der Farben verschmelzen in diesen Hochgebirgsbildern zu eindrucklicher Wiedergabe des Zaubers unserer schönen Bergwelt. Als neues Element im freien Schaffen Armin Biebers tritt in der heurigen Ausstellung das Figürliche

Moosseedorf



Nydegghöfli

Neue Aquarelle von Armin Bieber

hervor, vor allem in Volkstypen der ursprünglichen Talschaft Lötschen. Dass Armin Biebers Können sich auch am Figürlichen bewährt, davon überzeugt uns allein schon das Bild des Zirkusclowns Cavallini, dessen unwiderstehlicher Komik wir uns auch hier nicht zu entziehen vermögen. Was Armin Biebers Aquarelle immer wieder auszeichnet, der sichere Blick für das Wesentliche in der formalen und farbigen Erscheinung sowohl der Architektur wie der Landschaft oder der menschlichen Figur, das Erlauschen der heimatlichen Stimmung und die flüssige Handschrift der Wiedergabe, das verleiht auch der heurigen Ausstellung wieder ihre anziehende Wirkung und vermag des Malers Schaffen dem Beschauer in vertraute Nähe zu rücken.

a.

